Haus und Welt

Nächtliche Traumfahrt

Längst schon sind die Vöglein stille.
Lichtlein grüßen aus der Ferne,
Und der Nachen gleitet leise
Durch den Widerschein der Sterne.

Mondscheins schwesterliches Leuchten
Durch die dunklen Erlenkronen
Kost der Schwäne fahl Gefieder
Wie in fernen Märchenzonen.

Rötlich schimmert vorn die Ampel —
Andrer Welten Zauberscheine
Träumen mit uns leise, leise...
Nachtigall erwacht im Haine.

Die große Liebe

„Und deine Liebe zu mir?

„Ach die,“ antwortete Harry und griff nach seinem Herzen, „die ist ungeheuer. So groß wie die Sonne. Oder noch größer. Wie das ganze Weltall zusammen. Sie ist überhaupt meine erste wahre Liebe. Alles, was vorher war, war Einbildung. Die Mia, Claire, Grete, Hansi, Ria, Lotte, — weiß der Himmel, wie sie alle hießen, sicher habe ich noch ein Dutzend vergessen, — die waren durchwegs Enttäuschungen. Nicht eine hat mich wahrhaft entzündet. Im Gegenteil. An ihnen verbrannte mein Feuer, die Flammen meines Künstlertums wurden in ihrer Nähe zu einem ärmlichen Häufchen Asche. Bis du kamst, Lizzy, ja — bis du kamst. Von jenem Augenblicke an, da ich dich das erste Mal gesehen, noch kaum in deiner Weiblichkeit erschlossen, eine Lenzblüte von siebzehn Jahren —“

„Sechzehneinhalb —“

„Eine Lenzblüte von sechzehn Jahren. — da wußte ich: du oder keine. Entweder, Harry, — sagte ich mir, — du wirst durch sie ein berühmter Maler oder du bleibst dein Leben lang ein armer Kleckser. Was hatten denn die anderen aus mir gemacht? Einen Wandverschmierer für Weinlokale, jawohl, Lizzy, ich will es dir gestehen: Mia, die vor dir war, — Mia hat mich so tief heruntergebracht, daß ich eines Tages den Auftrag übernahm, eine Weinstube auszumalen. Und noch froh war darüber. Mia hat mich um meine letzte Inspiration betrogen.“

Eine Träne tropfte aus Harrys linkem Auge.

Sorgsam wischte sie Lizzy ab.

„Sei nicht traurig darüber, Harry, das alles ist vergangen. Du hast mir versprochen, von nun an wieder an bedeutende Arbeiten zu gehen, — nächstes Jahr wird dein großes Bild von mir als „Waldnymphe“ ganz gewiß bei der Ausstellung den ersten Preis erhalten und dann sind wir beide gerettet.“

Harry schlug an seine Brust.

„Jawohl, ich erringe den ersten Preis. Ach, Lizzy, meine Waldnymphe, wie ich dich vor mir sehe, — gelöst das Haar, schlank die Gestalt, aus dem Walde hervortretend, nein, hervorschwebend, — wundervoll bildest du dich vor meinem geistigen Auge, — nun brauchts nichts mehr als den glücklichen Augenblick, der mich begnadet, um meine Vision auch skizzieren zu können, — und das Werk entsteht, das große Werk der neuen Malkunst, nach dem bereits alle Welt lechzt —“

Harry vermochte nicht weiter zu sprechen, er mußte Lizzy küssen, immer wieder küssen, weil sie ihn so verständnisvoll zu seiner Kunst zurückgeführt hatte, — und Lizzy wehrte sich nicht.

*

Vierzehn Tage später arbeitete Harry das erstemal bei der Staffelei. Auf einem Postament, grünes Laub im Haar, Blumen und Blätter als Schmuck des Körpers umgetan, stand Lizzy ihm gegenüber, unbeweglich, schon seit ein paar Stunden. Ihre Augen glühten liebliche Begeisterung, ihre Arme streckten sich in keuschem Sehnen Harry entgegen, der aber schien ganz in sein werdendes Werk versenkt.

Immer wieder entwarf er die Konturen, schob die Figur der Nymphe bald mehr in den Vordergrund, ließ sie dann wieder zurücktreten, verwischte, was er eben gezeichnet, seufzte, löschte aus, atmete schwer, prüfte und fand sich nicht zufrieden.

Erst als es dunkel wurde, gestattete er Lizzy, von ihrem Sockel herabzusteigen. Die tat es, schon müde, aber doch noch von unbezähmbarer Neugierde gequält.

„Also, — wie weit bist du? — Hast du schon alles gezeichnet, Harry?“

Der wischte den Schweiß von der Stirn und wies auf die Staffelei.

Die ungeheure Leinwand war leer, — kein Strich darauf zu sehen.

Lizzy erschrak und mußte sich setzen.

„Das ist alles?“ fragte sie schließlich langsam.

Harry lächelte überlegen.

„Du meinst wohl, das sei nichts, Kleine? Oh nein, — das ist gerade sehr viel, das ist, möchte ich behaupten, geradezu die Hauptsache. Vor allem muß man nämlich das richtige Maß gewinnen. Anfänglich dachte ich, meine große Liebe müsse ein Kolossalgemälde werden. So groß, daß die eine Wand der Ausstellungshalle ganz damit ausgefüllt sei. Aber heute habe ich mich eines Besseren besonnen — wie du so in rührender Bescheidenheit vor mir standest, kam mir die Erleuchtung. Nicht größenwahnsinnig sein, Harry, sagte ich mir, wer zu arrogant auftritt, erreicht oft gerade das Gegenteil dessen, was er erstrebt. Du weißt ja auch, Lizzi, Hochmut kommt vor den Fall. Ich werde deshalb etwas anderes tun. Ich werde unsere große Liebe so heimlich darstellen, wie sie eigentlich ist. Nur zwischen dir und mir. Ich werde ein ganz kleines Bild malen. Ich will nicht durch ein Kolossalwerk verhöhnt werden, sondern durch meine Bescheidenheit das Interesse aller Kunstfreunde auf mich lenken. Ich will keine Sonnenblume, sondern ein Veilchen sein. Mein Bild wird auf dem letzten Plätzchen der Ausstellung hängen, scheinbar ganz klein, ganz unbedeutend, allein in Wahrheit — ein Juwel.“

„Nun ja,“ antwortete Lizzy leise und senkte den Kopf, „du mußt das doch besser verstehen —“

„Natürlich,“ gab Harry selbstbewußt zurück.

*

Dann tat er drei Wochen wieder nichts mehr. Das heißt, äußerlich nichts, innerlich sammelte er sich, um sich in die neuen Maße einzugewöhnen und Bescheidenheit zu üben. Zwischendurch polterte er gegen jene, die so charakterlos seien, ohne Seelenkämpfe Bild um Bild zu malen, und so verworfen, ihren Schund gar noch zu verkaufen.

„Der Weg zur Größe,“ belehrte er Lizzy, „hat noch niemals über die Fleischtöpfe Aegyptens geführt, wahre Künstler nagen immer am Hungertuch. Und ich bin ein wahrer Künstler.“

Er küßte Lizzy und fuhr fort:

„Uebrigens ist mir ein neuer Einfall gekommen. Ich werde mein Bild nicht in Oel malen, — in Oel malt heute schon jede Gymnasiastin. Noch dazu, wo gar keine Gewähr dafür besteht, daß mein Bild in der Ausstellung einen Preis bekommt. Vielleicht wird es von der Jury überhaupt nicht angenommen. Wozu dann so kostbare Farben verschwenden? Ich werde mich mit einer Aquarellskizze begnügen. Die macht nicht viel Arbeit und birgt weniger Risiko in sich. Außerdem bleibe ich dabei doch auch meinem Künstlertum treu und vergesse mich nicht um schnöden Mammons willen, — wie es mir bisher immer geschah. — Weil es die Frauen vor dir nicht verstanden mich in Begeisterung zu erhalten, weil sie lieber bei Braten und Wein saßen, als in meiner Dachkammer froren. Weil sie lieber wie gemästete Enten einherstolzieren wollten, als wie Luftgeister durch den Raum schweben.“

Lizzy seufzt ein paarmal. Sie warf einen Blick in den zerbrochenen Spiegel an der Wand gegenüber und erkannte, daß sie wirklich keiner Ente glich. Und so versicherte sie treuherzig:

„Ich will dein Luftgeist sein.“

Schließlich wurde es Winter und Harry litt entsetzlich unter der Kälte. Kohlen ließen sich auf Borg nicht mehr besorgen,

nicht einmal der Gemischtwarenhändler wollte Lebensmittel länger auf Kredit geben. Lizzy hatte 15 Kilo abgenommen, aber sie verzagte nicht. Immer noch hoffte sie, daß Harry eines Tages wieder auf ihr Modellpostament rufen werde, um das Aquarell zu malen. Oder doch wenigstens eine Bleistiftzeichnung auszuführen, von der er in der letzten Zeit öfters gesprochen. Aber Harry tat nichts dergleichen.

„Wozu überhaupt zeichnen?“ meinte er, „wozu seine seligen Künstlergedanken dem schäbigen Unterstand eines schäbigen Publikums preisgeben? Noch dazu, wenn es gar nicht gewiß ist, ob man auch gut zeichnen kann,“

Dann nahm er seinen fadenscheinigen Ueberzieher und verschwand.

Vier Tage blieb Harry fort und Lizzy glaubte bereits, er habe sich etwas angetan. Doch am fünften erschien er wieder. Heiter, froh, sattgegessen und auch sattgetrunken.

„Du,“ lallte er, „du, soll man denn blöd sein? Und auf Ewigkeitslohn spekulieren? — Der Wirt vom „Goldenen Fassel“ hat mir einen glänzenden — Antrag gemacht, wenn ich für ihn male — —“

Lizzy erschrak.

„Wandbilder?“

Harry lachte laut.

„I wo — ein Straßenschild. Und da bist mir du eingefallen. So, wie ich mir es — schon immer vorgestellt habe: eine Waldnymphe, — gelöst das Haar, schlank die Gestalt, aus dem Walde hervortretend, nein, hervorschwebend, — ein bißchen torkelnd, — und ein volles Weinglas in der Hand, — der Wirt hat gesagt, das wäre ganz gewiß so recht meine Kunst und würde viele Gäste anlocken — —“

Lizzy fiel in Ohnmacht.

•

Genau ein Jahr, nachdem Harry Lizzy kennen gelernt hatte, saß er wieder auf seiner Bank im Atelier.

„Und deine Liebe zu mir?“ flötete eine zarte Stimme.

„Ach die,“ antwortete Harry und griff nach seinem Herzen, „die ist ungeheuer. So groß wie die Sonne, oder noch größer. Wie das ganze Weltall zusammen. Es ist überhaupt meine erste wahre Liebe. Alles, was vorher war, war nur Einbildung. Ja, wie mich diese Frauen, die meine Größe nicht verstanden, herabbrachten! — Die letzte zwang mich gar dazu, ein Gasthausschild zu malen!! — — Aber du, meine süße Christl....“

„Durch seine Hand . . .“

Unter den Mitgliedern der Fremdenniederlassung von Aleppo gab es eine Persönlichkeit, die mir vor allen anderen ohne Einschränkung gefiel, weil sie ein frischer, freier, gesunder Mensch war fest in sich verwurzelt, allen Strömen des Lebens offen, — eine junge Engländerin, Miß Edith Morris. Das Gefallen schien gegenseitig zu sein. Bald fand ich heraus, daß Miß Morris meine Gesellschaft suchte, mich bei jeglicher Gelegenheit ins Gespräch zog und mein Urteil über das anderer stellte.

Es blieb nicht aus, was zu erwarten war. Wir trafen uns endlich täglich zu Ausgängen und Ritten oder Fahrten in die Umgebung, und wenn das Letzte auch unausgesprochen blieb, so geschah es nur, weil wir seines im tiefsten Grunde gewiß waren, und es scheu als einen heiligsten Besitz hüteten.

Wir hatten wieder einmal einen Ritt geplant. Die englische Sitte verbietet jungen Mädchen durchaus nicht den kameradschaftlichen Umgang mit Männern ihres Alters, und das einzige Zugeständnis, das Edith einem Gebrauche machte, galt dem Herkommen des Landes, der Uebung der islamitischen Frauen. Sie trug einen dichten, blauen Schleier, der von ihrem leichten Tropenhelm anmutig niederfiel, — mehr ein Schutz gegen den wahrhaft wütenden Sonnenbrand, nehme ich an, als etwa ein Zugeständnis an mohammedanischen Brauch.

Unser Ritt ging in die von der Sonne zu weißlichem Staub ausgeglühte Gegend zwischen der Stadt und dem fernen Gebirge, dem Giaur-Dagh. Wir kreuzten mehrere Dörfer, deren Hütten aus Flechtwerk und Erdschlamm den kunstreichen Kegelbauten afrikanischer Termiten glichen; doch beherbergten sie ein gastliches Geschlecht brauner Menschen, die uns mit flachen Schalen voll Milch und Granatsaft entgegentraten, um uns zu laben, und uns bereitwilligst mit einem Schwall von Worten und einem unerschöpflichen Vorrat schön abgerundeter Gesten Auskunft über unsern ferneren Weg erteilten.

Denn wir planten heute keinen Ritt ins Blaue, sondern hatten ein Reiseziel. Miß Edith hatte ihren Vater einmal vom Grabmal des Scheichs Kalil-el-Danaf plaudern hören, das von einem weisen, alten Manne gehütet werde und hatte nicht Ruhe gegeben, bis ich mich bereit erklärte, sie dorthin zu begleiten.

Es war Nachmittag, als wir das kleine, moscheeähnliche Gebäude erblickten, in dem der mohammedanische Heilige begraben lag. Mit vier gelben, im Schatten tief blauviolett getönten Wänden und einer halbrunden Kuppel auf dem flachen Dach war es eine Wiederholung ungezählter orientalischer Bauten, die zumeist, wie dieser, als Kapelle oder Totengruft dienten. Wenige Palmen, die sein Dach beschatteten und ihre wedelstolzen Wipfel wie kreisende Räder gegen den ehernen Himmel hoben, ließen einen Quell oder Brunnen vermuten.

Als wir uns näherten, trat der Hüter dieses Heiligtums heraus, ein stolzer, stattlich gewachsener Mann mit ergrauendem, einst tiefschwarzem Bart, legte die Rechte an die Stirn, Mund und Brust und sprach mit würdevoller Verneigung: „Steigt ab und schenket mir das Glück Eurer Gegenwart. Ihr seid die Gebieter dieses Hauses.“ — Ich übergehe die vielfachen Höflichkeitsbezeugungen, die folgten. Wir mußten einen Imbiß von Kaffee, einfachem Backwerk und Datteln mit ihm teilen und ließen uns sodann in die Grabkammer führen, in der Kalil-el-Danaf unter einem Marmorblock ruhte, der in der Form eines mit dem Turban geschmückten Sarkophages ausgehauen war. Es konnte nicht ausbleiben, daß in dem weihevollen, einfach gehaltenen Raume die Rede auf das Ende kam und auf das Leben nach dem Tode, an das wir alle, obschon verschiedenen Bekenntnisses, glaubten. Aber das Gespräch wechselte auch dann nicht, als wir in das Empfangszimmer zurückkehrten und uns an einem mit Orangensaft gemischten Wasser labten. Endlich sagte Edith zu dem Hüter des Heiligtumes:

„Man hat mir gesagt, daß du, o Abd-il-Hadi, die Zukunft zu lesen wissest. Ist dem so?“ — „Gebieterin,“ sagte der Moslem, indem er sich verneigte, „vielfach und nicht leicht zu tragen sind Allahs Gaben. Gestatte, daß ich darüber schweige.“ — Was trieb nur das sonst so feinfühlige Mädchen, auf diesem Wunsche zu beharren? Sie mußte ihn sich seit langem in den Kopf gesetzt haben. — „Ich gestatte weder noch befehle ich,“ sagte sie. „Aber ich bitte dich herzlich. Wirst du widerstehen können? Hat dich je in deinen Lebenstagen eine Frau von Herzen um etwas gebeten?“ — „Versage dich nicht dem Bittenden,“ erwiderte Abd-il-Hadi. „Das Buch schreibt es vor, und ich gehorche. Setze dich in jenes Polster, Herrin, und gib mir deine Hände.“

Es war ein eigentümlicher Anblick, das junge, schöne Weib anzusehen, das seine weißen, stark klopfenden Pulse vertrauend in die braunen, harten Hände des Mannes gab, die sich wie Ringe einer ehernen Kette um ihre Gelenke fügten. Oft seitdem habe ich denken müssen, daß sie sich und ihr Geschick damals in eine unlösliche Fessel schlug. Ich sah den Mann den Kopf hintenüber neigen und mit geschlossenen, fast eingesunkenen Lidern eine Weile verharren. Es zog wie ein Krampf über seine Züge, die Nasenflügel bebten, die Lippen zuckten, so daß sich selbst sein Bart bewegte, und seine Brust hob und senkte sich, wie unter der Bewältigung einer schweren Last. Dann, wie aus einem Strudel emportauchend, riß er die Augen auf, schüttelte sich, atmete tief und schwer und sprach: „Hättest du mich nicht befragt, o Mädchen!“ — „Ist es bitter, was du künden mußt?“, fragte sie zurück. — „Unbeschreiblich bitter dem, der das Leben dieser Erde liebt.“ — „Tod also?“ rief Edith mutig und erstaunlich gefaßt. — „Tod durch seine Hand,“ sagte er und wies auf mich. Da ging ein Leuchten über ihre reinen, schönen Züge, und schnell, ehe ich etwas sagen konnte, rief sie aus: „Durch wessen Hand lieber, als durch die seinige?“

Mehr wurde nicht gesprochen, und erst auf dem Heimritt, dessen ich als der traurigsten Erinnerung meines Lebens denke, suchte ich ihr auszureden, was mir so widersinnig schien. Indem zwang uns ein Schaden an ihrem Sattelgurt, abzusteigen. Hell vom Mondlicht umflossen stand sie vor mir wie ein Standbild der heiligen Jungfrau. Aber wie ich sie verzückt betrachtete, sah ich ihre geisterhafte Blässe und hörte sie rufen: „Um Gott, rühren Sie sich nicht! Eine Schlange! Dort!“ — Ich sah hin und erblickte eine Schlange, die wie ein aufgerolltes Tau am Boden lag und eben züngelnd den Kopf anhob. Im Sternenschein sah ich das böse Funkeln ihres Auges. — „Steh still!“ rief ich aus, und riß ein breites, türkisches Messer aus dem Gurt. Ein blitzschneller Hieb, und kopflos fiel der sich ringelnde Körper der Schlange in den Sand. Aber zugleich stieß Edith einen leichten Schrei aus; das Haupt des getöteten Tieres war im Bogen bis zu ihr hingeflogen und hatte sich mit aller giftiger Wut der Todesangst in ihren Arm verkrampft.

Ich tat alles, das Mädchen zu retten. Umsonst. Ich erkannte das Nutzlose jeder Anstrengung schnell, denn die Schlange gehörte zu den giftigsten überhaupt; ich konnte nichts tun, als mit Edith betend ihr das Sterben leicht und schön zu machen. Als eine Tote führte ich sie auf ihrem Pferde in die große, lebensprudelnde Stadt zurück.

Das Warten

Von Alfred Wolfenstein.

Ein Mädchen, das sich im Walde nahe der Landstraße niedergelegt hatte, sah plötzlich vor dem dichten Busch der sie umgab, einen Mann stehen. Sie erschrak, denn er stand lauernd still und horchte. Als sie nach einer Weile, da seine Aufmerksamkeit nicht ihr zu gelten schien, durch eine Lücke der Zweige an ihm hinaufsah, schauderte sie von neuem. Es ist ein Schwarzer! dachte sie. Im selben Augenblick strich er über sein Gesicht, es leuchtete weiß und blank auf und wurde sogar außerordentlich hübsch. Die abgezogene Maske baumelte an seinen Fingern und schwang hin und her, während er aus seiner Jacke eine dicke Brieftasche holte, Geldscheine herausschüttete und sie rasch zählte. Er grinzte, seine Augen und Zähne funkelten in der Sonne, seine Mundwinkel schaukelten vor Zufriedenheit, er horchte jetzt auf die Musik, wie ein Tänzer. Aber mit einer Handbewegung machte er Schluß mit seiner Rechnung, noch ehe er fertig war, stopfte die Scheine und die Maske in seine Tasche und verschwand zwischen den Bäumen.

Sie hatte ihn erkannt, es war ein Landarbeiter aus ihrem Dorf. Als sie heimging, erzählte man schon allenthalben von einem Ueberfall auf der Landstraße. Ein Herr war dort niedergeschlagen und beraubt worden, von einem Maskierten, der unerkannt entkommen war. Sie hörte mit gleichgültigem Gesicht zu. Aber am späten Abend, sobald ihre Mutter im Bett war, schlich sie aus dem Hause, an der Rückseite der Gärten entlang zu der Baracke, wo man die Gutsarbeiter untergebracht hatte. Hinter den kleinen glaslosen Fenstern brannte kein Licht mehr, sie drückte sich nahe heran, und zwischen den eisernen Bettstellen, in denen die Leute mit geschlossenen Augen und offenen Mündern lagen, sah sie den Mann noch hantieren. Er war also nicht geflohen, er war da wie immer, und legte sich jetzt unter die schlechte rote Decke, obwohl er reich geworden war. Immerhin konnte man ihm sein Glück anmerken, und er lüftete von Zeit zu Zeit sein Hemd, starrte hinein, griff hinein und blätterte darin. Sie sah die Decke über seiner mächtigen Brust und den aufgestellten Knien sich wölben wie ein Gebirg. Aber ein Wort von ihr würde genügen, dachte sie, und alles fiel zusammen! Bei diesem Gedanken drehte sie sich aus irgendeinem Grunde um: und neben ihr stand einer der Gendarmen, die in dieser Nacht aus doppelter Wachsamkeit in der Gegend herumstrichen.

Er fragte sie leise, was sie hier mache. Verwirrt hob sie den Arm und deutete hinein, deutete ganz klar nach dem Bett in der Mitte, nach dem Mann, dessen Knie sich mit einem Male streckten. Die Decke flog weg, er sprang mit einem Satz bis zur Tür, die Faust auf die Brust gedrückt, während er mit der anderen den Gendarmen, der sich hereingeschwungen hatte, zu Boden schlug. Aber gleichzeitig fesselte ihn schon ein zweiter von hinten, und das Geld fiel, ein Schein nach dem anderen, aus seinem Hemd. Das Mädchen bückte sich, hob die Scheine auf und wollte sie ihm wiedergeben. Seine Hände waren ihm auf dem Rücken gebunden.

Als er am nächsten Morgen nach dem Verhör des Mädchens sowie eines dünnen, freudig erregten Herrn mit verbundenem Kopf abgeführt wurde, drehte er sich im Weggehen nach ihr um und schrie: Du! Paß auf, wenn ich wieder aus dem Loch komme, dich mache ich am ersten Tage kalt!

Das waren Worte, die ihr nicht mehr aus dem Ohr wichen. Sie ging danach wie verloren umher, wagte kaum die Füße zu heben und fuhr bei jedem Schritt eines Mannes zusammen: Er konnte schon wieder entflohen sein oder war entlassen worden. Sie hatte kaum noch die rechte Empfindung für Stunden, Tage oder Wochen, die haltlos vergingen oder ein für allemal still standen, weil sie im voraus in eine gewisse, kommende Stunde und Minute gebannt waren, wo alles zu Ende sein würde. Es kam ihr ganz seltsam und unnatürlich vor, daß sie sich überhaupt noch bewegen konnte bei der Hausarbeit, im Stall, im Garten, da sie doch schon so gut wie tot war. Die schreckliche Drohung stand am frühen Morgen vor ihr und riß den Rachen auf, wenn sie aus dem Bett stieg, und lief mit ihr wie ein Wolf. Beim Läuten der Glocken, beim Brüllen der Kühe heulte ihr noch etwas anderes ins Ohr, und zumal im Traum erschien er immer, sie fühlte sich mit geöffneten Lippen stöhnend unter seinem Griff dal egen. Er kehrte zurück, ohne Vorbereitung kam er durch die Tür herein und erwürgte sie, ohne ein Wort zu sprechen. Das Entsetzlichste war, daß er zwei Gesichter hatte, wechselnd wie Sonne und Mond; eins strahlend über den gewonnenen Reichtum, wie er im Walde nach seiner wohlgelungenen Tat dastand oder zwischen den schlafenden Tagelöhnern lustig in seinem Hemd wühlte wie in einem Geldschrank — und eins, in bleicher starrer Wut auf die Verräterin gerichtet.

Eines Tages erzählte man im Dorf, der Räuber sitze jetzt im Untersuchungsgefängnis der Kreisstadt. Sie schaute zitternd auf den Kalender. Es waren wirklich erst wenige Wochen vergangen, man hatte ihn noch nicht einmal verurteilt, während hinter ihr schon eine grausame Pein lag. Aber war es nicht gut, daß man ihn noch nicht verurteilt hatte? So war doch der verhängnisvolle Tag noch in weiter Ferne? Nein, es war nicht gut, denn dies bedeutete auch für sie erst den Anfang ihrer Pein. Aber vielleicht wurde alles durch ihn selbst abgekürzt — was war denn ein Untersuchungsgefängnis? — Dies Wort vermehrte ihre Angst.

Sie ertrug es nicht länger. Lieber wollte sie ihm entgegengehen, damit es nur rascher geschah.

Ohne Abschied verließ sie die Mutter, die Nachbarn, das Dorf, und wanderte davon. Spät nachts langte sie in der Stadt an, fand sich zum Untersuchungsgefängnis hindurch, und wartete dort bis zum Morgengrauen an der Mauer, über der sie nur die oberste Reihe von Gitterfenstern sehen konnte. Jeden Abend kam sie wieder. Sie wohnte in einem kleinen Gasthof in der Nähe, schlief den Vormittag über und verdiente sich ihren Unterhalt durch allerlei Verrichtungen, indem sie aufwusch, Teppiche klopfte oder einen alten Herrn im Rollstuhl nachmittags in den Park fuhr. Mit der Dämmerung schlich sie nach dem Gefängnis, verzehrte dort ihr Essen auf einer Bank gegenüber der Mauer und trieb es so Wochen lang, obgleich sie garnicht wußte, ob der Verbrecher im obersten Stockwerk untergebracht war und sie überhaupt sehen konnte.

Ende des Sommers ging sie ins Gerichtsgebäude hinein und meldete sich als Zeugin. Sie erfuhr, daß man ihn vor kurzem weggebracht hatte. Sie erfuhr auch, wohin und folgte ihm sogleich. Er saß jetzt im Kerker der Hauptstadt, wo er verurteilt werden sollte. Dort waren die Fenster kleiner, die Eisenstangen dicker, aber die mit Scherben und Stacheln besetzte Mauer war nicht so hoch, er konnte sie vielleicht draußen stehen sehen. Am liebsten hätte sie sich nachts eine Laterne vorgebunden, deren Schein dann ihr Gesicht erhellen und sie kenntlich machen würde. Wenn er ausbrach, sollte er nicht etwa an ihr vorüberlaufen. Er sollte sogar, dachte sie, durch ihren Anblick aufgestachelt werden, noch rascher auszubrechen! Aber es ereignete sich nichts.

Der Verhandlungstag kam, sie wurde nicht als Zeugin geladen, und aus Ungeschicklichkeit verstand sie es nicht einmal, in den Zuschauerraum zu gelangen, wo er sie gewiß mit einem Sprung über die Schranken hinweg niedergestoßen hätte. Sie wartete auf dem Korridor, aber wahrscheinlich wurde er durch unterirdische Gänge in die Anklagebank geführt. Sonst hatte er sich hier trotz aller Fesseln von den Gerichtsdienern losgerissen und hätte sich auf sie gestürzt und sie niedergestoßen. Sie setzte sich ins Wartezimmer und trank von Zeit zu Zeit das fade Wasser aus der Karaffe. Die Leute lächelten schon über ihre fiebrigen Augen, über die aufgeregte Blässe, die zu ihrem bäuerischen Gesicht und Körper wenig paßte. Inzwischen aber wurde drinnen verurteilt, und um ebensoviele Jahre verlängerte sich ihr eigenes banges Dasein, dem zuletzt seine Rache nur um so sicherer und schrecklicher drohte.

Als sie ausgekundschaftet hatte, in welchem Zuchthaus er die Strafe verbüßte, fuhr sie ihm nach und arbeitete dort in einer Fabrik. Viele Jahre dauerte es noch, bis er entlassen wurde: dann freilich hatte sie keinen einzigen Tag länger zu warten. Sie war am Ort, sie würde bereits am Tor stehen, aus dem er heraustrat, sie hielt gleich den Kopf hin. Noch auf der Schwelle packte man ihn wieder und schleppte ihn zurück. Dann war er erst recht verloren, sie aber war aufs neue die Ursache, daß er sein Leben im Kerker verbringen mußte.

Es riß sie hin und her, Tag und Nacht, sie wurde dünn wie nur irgend ein Stadtmädchen. Sie saß schlaflos in ihrem Bett und rechnete im Kalender nach. An einem Montag würde er herauskommen. Aber es war nicht der nächste, auch nicht der übernächste, sondern erst einer in drei Jahren, genau ein 10. September. Sie wollte warten, wie ja auch er warten mußte. Manchmal aber sah sie auch von dem rötlichen Stadthimmel, in dem seine dunkle Zelle auf einer Wolke stand, hinweg zu dem Gasschlauch in der Ecke. Das war näher, das kroch wie eine Schlange auf sie zu und erlöste sie recht schnell, während das andere nicht von der Stelle rückte wie die Eisenstange, die rund und hart wie ein Mann drüben im Fenster stand. Und doch war es besser, auf ihn zu warten. Viel besser, als der weiche laue Giftschlauch war es, unter seiner Faust zu sterben, wenn er selbst dann über sie kam. Hatte sie nicht manchmal noch größere Furcht, sie könnte krank werden und daran sterben? Sie wollte ihm sein Opfer nicht entziehen, weil sie selbst nur an den einen Tod dachte und an keinen sonst.

Wer aber den Tod so unverwandt ansieht, wird ihn schließlich wie durch Zauberkraft auf sich zu bewegen, nicht durch nachdrückliches Handeln, wie man das Leben bewegt, sondern mit leichterem Erfolg, auf traumhaft rasche Art. Nur einen einzigen Tag brachte sie, irgendeinen Tag noch mitten in der Strafzeit, um als Aufwärterin im Zuchthaus anzukommen, seine Zelle

ausfindig zu machen, abends im Keller sich einschließen zu lassen, bis sie hinausschleichen konnte.

Mit einem Dietrich öffnete sie seine Tür. Als sie hineinkam, stand der Mann mitten in der vom dumpfen Schlafgeruch erfüllten Zelle. Nimm mich — sagte sie. Er stierte sie an, erkannte sie, es krächzte in seiner Kehle. — Aber er sah die angelehnte Tür und machte einen Satz dorthin, an dem Mädchen vorbei. Er horchte. Dann nickte er und grinzte über das ganze Gesicht wie damals im Walde und drehte den Kopf halb nach ihr um: Bist du es! Auf ein Weib habe ich hier lange gewartet! Über dich mache ich kalt, habe ich geschworen! Oder warm, du? Willst dich auslösen? Komm mit!

Sie hatte es genau so geträumt und preßte sich an seine Schulter. Leise ging es hinaus, über Treppen, Gänge und Mauern in den Wald.

Der Windstoß

Von Henry de Forge

Das war eine Ueberraschung heute morgen! Ich traf nämlich Fräulein Chouquette. Schon von der Reise zurück? Fräulein Chouquette, die ihre „vierwöchliche Reise" im Juli so oft verlängert, bis ihre Rückkehr in den Oktober fällt?

Ja, ja ... sie hatte immer viel Freude an ihren Reisen!

In dem Badeort, den sie dieses Jahr gewählt hatte, war sie auch wieder vom ersten Tage ihres Erscheinens an bewundert worden. Eine Woge von Verehrern umschmeichelte sie auf Schritt und Tritt, sie scharwenzelten, priesen, erklärten, waren immer zu Diensten — oh! Manche waren ganz entzückend. Sie bemühte sich auch redlich, alle Männerherzen, die ihr begegneten, zu entflammen! Warum sollte sie auch nicht?

Chouquette ist so, seit ich sie kenne. Seit sie in dem vernünftigen Alter, das heißt 20 Jahre alt ist, studiert sie in den Ferien die Männer mit großer Genauigkeit. Sie denkt, daß ihr diese Kenntnis einmal helfen wird, nach ihrem Geschmack glücklich zu werden!

Natürlich erschien mir heute diese plötzliche Rückkehr — so ganz gegen ihre Gewohnheit — beängstigend, und ich fürchtete etwas sehr Unangenehmes.

„Ja," erklärte sie, „der Wind hat schuld."

Ich wurde neugierig. Dies kleine, zarte, leichte Wesen war doch nie wie ein Strohhälmchen, von einem losen Wind entführt worden?

„Es ist eine sehr unangenehme Sache," vertraute sie mir an, nachdem sie mich beschworen hatte sie keinem weiter zu erzählen. „Sie kennen mich. Sie wissen, daß ich keiner Fliege ein Leid antun kann. Wenn ich mich lieben lasse — in allen Ehren natürlich —, so laß ich es zuerst zu, weil ich es doch nicht hindern kann. Und nachher, wissen Sie — wird das Herz so warm, wenn es sich geliebt weiß! Dann kann ich nicht aufhören; auch wenn ich weiß, daß es zu keinem ernsten Ziel führt.

Die Männer haben übrigens nicht viel von mir; und sie vergessen mich bald. Am liebsten lasse ich mir schreiben. Das ist bequem: ein Brief hält sich, man kann ihn wieder lesen ... Man legt ihn in eine Schublade; aber die Worte schmeicheln immer hervor. Ich habe sehr, sehr viel Briefe bekommen! Allen, die mich einmal liebten, habe ich versprochen zu schreiben. Ich bekomme täglich ein Feuerwerk von Briefen. Ich antwortete von Zeit zu Zeit; liebenswürdig, aber oberflächlich, ohne mir etwas zu vergeben.

Aber — wohlverstanden! — jeder denkt, er ist der einzige, der mir schreibt.

Diese Saison versprach wundervoll zu werden. Das schlechte Wetter führte zu keiner Langenweile. Im Gegenteil. Die Badegäste, die weder schwimmen noch spazierengehen konnten, dachten eben an mich und schrieben mir. Ist es nicht eigentlich erstaunlich, daß ein junger Mann einem 23 Jahre alten Mädchen, das ohne Schutz in seiner Nähe weilt, Phrasen über Phrasen auf das Papier malt? In einem alten, von grünen Atlas bezogenen Koffer, der von meiner Großmutter stammt, hebe ich die Liebesbriefe auf. Da lagen sie wohlgeordnet, die ich seit meiner Ankunft im Juli von einem nach dem anderen bekommen hatte. (Jeder dachte natürlich wieder, er sei der einzige. Es ist zum Lachen!) In dem kleinen Seebad kannten sich alle. Ein unbedachtes Wort hätte die schrecklichsten Aufregungen hervorgerufen. Doch es war ja keine Gefahr! Ich lebte gelassen lächelnd in dem Feuer von Bekenntnissen, Erklärungen, Schwüren, die mich zu erweichen hofften.

Die Frauen hatten keinen Grund, sich zu entsetzen — da ich mich ganz korrekt benahm. Sie beneideten mich nur um meine Toiletten.

Mein Aufenthalt floß also zu meiner großen Zufriedenheit dahin, bis ... eines Abends ...

Eines Abends kam das Unheil ... der Windstoß.

Das war kein gewöhnlicher Windstoß: der einen Topf umstößt, einen Zweig bricht, ein Boot schaukelt ... oh! Wenn er nur das getan hätte!

Es war an diesem Abend sehr schwül. Ein teuflischer Gedanke veranlaßte mich, das Fenster, das auf den Strand führte, zu öffnen. Ich hatte eine nette Stunde verbracht. Mein Köfferchen stand noch offen auf dem Tisch: ich hatte in meinen Liebesbriefen gekramt. Da gab es viel zu lachen — oh — manche waren doch zu dumm!

Huiiii — ein unternehmungslustiger Wind, so ein toller, unverschämter Bursche fuhr herein, unter meine Briefe — zog sich dann wieder aus dem Fenster zurück — und nahm meine siebenundsiebzig Briefe mit — ohne auch nur einen zurückzulassen.

Sie können sich die Aussichten auf den nächsten Tag vorstellen! Meine siebenundsiebzig Briefe in den Gassen der kleinen Stadt — siebenundsiebzig Liebesbriefe im Sand, in den Burgen, in den Strandkörben! Siebenundsiebzig Briefe! Im geheimen geschrieben, gewiß! Aber in vollstem Vertrauen, ohne Verstellung der Handschrift, ohne Namensänderung — kein Buchstabe fehlte in meinem Namen. Wieviel Chouquettes gibt es schon in der Welt!

Der glühend verliebte Brief von Jean H. würde auf den von Robert M. fallen; der, den vernarrten Henry L. schrieb, in die Hände der Frau P. In vierundzwanzig Stunden ist diese ganze Briefschaft aufgehoben, gelesen, auswendig gelernt, von einem zum anderen getragen. Wieviel heiße Herzen sich da entflammen, an diesem leidenschaftlichen, hingebenden Gestammel, an diesen glühenden Worten, die doch „nur für mich bestimmt waren!

Am Morgen würden sie sich wie immer — eine große Familie — am Strand versammeln; jeder mit seiner Ernte an Liebesbriefen, die ihm der Wind gesät hatte. An „Die geliebte Chouquette", an die „Chouquette meines Herzens!" Ja, dann konnte die Chouquette kommen!

In der Morgendämmerung, als noch keiner draußen gewesen sein konnte, als die siebenundsiebzig Liebesbriefe noch erwartungsvoll auf den Plätzen lagen, die ihnen der Wind angewiesen hatte, lief ich, anstatt zu schlafen, den Koffer meiner Großmutter in der Hand, zitternd über den Sand, durch die Stadt nach dem Bahnhof. Ich hatte meine Sachen ohne irgendwelche Erklärung gepackt. Von keinem hatte ich Abschied genommen — nun saß ich in dem Zug nach Paris.

Gott sei Dank! — Der Zug setzte sich in Bewegung!

Jetzt wissen Sie, weshalb ich meine Ferien verkürzte. Ich habe mir nun aber geschworen: keiner darf nur noch einmal schreiben, daß er mich liebt ...."

(Autorisierte Uebersetzung von Uriel Ellen Jakoby.)

Lustige Ecke

Bereit sein ist alles. Ein Student fiel im Examen durch. Er telegraphierte an seinen Bruder: „Durchgefallen. Bereite Vater vor." Der Bruder telegraphierte zurück: „Vater vorbereitet, bereite dich selbst vor."

Das andere Leben. Ein Junge stand vor einem Fleischerladen und pfiff dauernd. Der Fleischer konnte es endlich nicht mehr ertragen. Er kam heraus und fragte: „Was pfeifst du denn so, Bengel?" — „Ich hab' meinen Hund verloren," antwortete der Junge. — „Na, denkst du vielleicht, ich hab' ihn?" — „Ich weiß nicht," sagte der Junge, „aber jedesmal, wenn ich pfeife, wedeln die Würstchen."

Junge Ehe. Mann und Frau hatten beim Frühstück einen Wortwechsel. Die Frau sagte: „Als du um mich anhieltst, sagtest du, du wärest meiner nicht wert." — „Na und?" murmelte der Mann. — Sie: „Gelogen hast du nicht!"

Dienstanzeigen. Ein Bericht, der sich mit der durch einen Ochsen beschädigten Einfriedigung eines Dienstgartens befaßt, beginnt mit den Worten: „Als ich heute morgen in meinen Garten trat, stand plötzlich ein Ochse darin."

Frühstück. Die jungen Eheleute hatten sich am Abend vorher gezankt. Als der Mann morgens aus dem Badezimmer kam, hielt er es für angebracht, Frieden zu machen. „Was gibt's denn zum Frühstück, Schatz?" fragte er. — Sie antwortete unwillig: „Ratten!" — „Sehr gut, mein Kind, brate dir eine, mir kannst du ein Ei machen."

Der Ahnungslose. „Und nun werde ich dir noch eine weiße Binde an den kranken Arm machen," sagt der Doktor zu dem kleinen Patienten, „damit dich die Jungens in der Schule nicht daran stoßen." — „Dann machen Sie doch die Binde um den anderen Arm. Sie kennen die Jungens in unserer Schule nicht."